

„Ohne Gottvertrauen wächst die Gefahr des Populismus“

Die evangelische Kirche will junge Menschen besser erreichen. Theologe Wolff sagt, wie das gehen könnte

Der Theologe Christian Wolff, 69, gehört zu den wenigen Vertretern der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), die den Finger in die Wunde legen. Wolff, der von 1992 bis 2014 an der Thomaskirche Leipzig wirkte, hat im vergangenen Jahr anlässlich des Reformationsjubiläums gemeinsam mit dem Wittenberger Pfarrer Friedrich Schorlemmer das Memorandum „Reformation in der Krise – wider die Selbsttäuschung“ verfasst. In der vielfach diskutierten Streitschrift werden die Feiern zum Reformationsjahr als „Fanal einer grandiosen Selbsttäuschung“ bezeichnet. Kirche, so Wolff, müsse sich wieder auf ihre Bedeutung für das gesellschaftliche Miteinander besinnen.

VON CLAUDIA BECKER

WELT: Herr Wolff, am kommenden Wochenende beginnt in Würzburg die 12. Synode der EKD mit dem Schwerpunktthema „Glaube junger Menschen“. Was ist die wesentliche Aufgabe der Kirche gegenüber Heranwachsenden und jungen Erwachsenen?

CHRISTIAN WOLFF: Die Verbindung von Glaube und Bildung gehört zu den Errungenschaften der Reformation. Heute ist der biblische Analphabetismus aber genauso weitverbreitet wie der Mangel an musikalischer, kultureller und religiöser Bildung. Kirche hat die Aufgabe, das christliche Traditionsgut mit seinen Lebensentwürfen der nächsten Generation weiterzugeben.

Warum sollten sich junge Menschen ausgerechnet auf einen christlichen Lebensentwurf einlassen?

Weil dieser die Möglichkeit schafft, sich in einer multireligiösen Welt angstfrei zu bewegen. Es ist unsere Aufgabe, Menschen in ihrem Ich zu festigen und ihnen ein gläubiges Selbstbewusstsein zu ermöglichen. Mit der Geburt wird der Mensch ins Leben gerufen, mit der Taufe wird er zum Leben berufen – und erhält die Zusage: Dein Leben ist mit Recht und Würde gesegnet. Dass dies im Gelingen wie im Scheitern gilt, bedeutet Gnade. Sie ermöglicht, mit Ängsten umzugehen, gibt Zuversicht und Orientierung und löst Aufbruchimpulse



Theologe, Ex-Pfarrer, SPD-Mitglied: Christian Wolff

aus. Das gilt es in der Kinder- und Jugendarbeit so zu vermitteln, dass junge Menschen später darauf zurückgreifen können. Dabei können wir uns der Riesenstradition bedienen.

Weniger Modernität, mehr konservative Verkündigungsangebote?

Das sind die falschen Alternativen. Frei bewegen kann ich mich nur, wenn ich ein festes Fundament verspüre, um die Mitte des Lebens weiß. Ich habe jede Konfirmationsstunde damit begonnen, mit den Jugendlichen den biblischen Wochenplan zu bedenken und das Wochenlied zu singen – immer mit der Fragestellung: Wo kommt ihr mit euren Anliegen vor? Motiviert habe ich sie durch den Hinweis: Ihr gehört nun zu einer etwas merkwürdigen Minorität, die sich nicht mit sehr alten Texten und Liedern beschäftigt. Aber: Wird man in 500 Jahren noch Justin-Bieber-Songs kennen? Jugendliche entwickeln sehr schnell ein Gefühl für Werthaltigkeit. Das macht sie neugierig und empfängsbereit.

Kann man diese Computergeneration wirklich mit Choralen und Bibelsprüchen reizen?

Natürlich, man muss es nur machen – und die Texte und Lieder sind für sie etwas Neues. Konfirmanden sind in der Pubertät. Ihre Grundfrage ist: Wer interessiert sich für mich? Der Konfirmandenunterricht bietet einen geschützten Raum, sich auszuprobieren, alles infrage zu stellen, Orientierung zu suchen,

ohne dass dies bewertet wird. Dabei habe ich einen pädagogischen Grundsatz verfolgt: die Jugendlichen ernst zu nehmen. Wo finden Jugendliche in diesem Alter noch solche Räume? Ich habe die Erfahrung gemacht, dass unter den Jugendlichen eine Gemeinschaft entsteht, die viel stärker ist als in der Schule.

Auf dem Twitter-Account der Nordkirche liest man Ansprachen wie „Gesegneten guten Morgen, möge euer Tag schön werden“. Begeistert man so junge Menschen für die Kirche?

Das ist Schwachsinn! Sehr ärgerlich, dass kirchenoffiziell Menschen mit solchen Belanglosigkeiten verpölet werden. Mit „Digitalisierung“ hat das wenig, mit Geistlosigkeit ganz viel zu tun. Kirche muss deutlich machen: Die digitale Kommunikation darf die analoge nicht ersetzen. Wo das geschieht, wird es gefährlich. Das Entscheidende ist, dass wir die Menschennähe nicht verlieren – weder zu Kindern und Jugendlichen noch zu Pflegebedürftigen oder Sterbenden. Menschennähe muss das Kriterium sein für jede Strukturreform in der Kirche. Laut letzter EKD-Statistik werden 25 Prozent der Kirchenmitglieder nicht mehr kirchlich bestattet, hier in Leipzig sind es 50 Prozent. Solange wir über diese Zahl nicht selbstkritisch reden, wird nichts besser. Die Zahl klagt auch mich an: Wir haben den Kontakt zu vielen unserer Mitglieder verloren.

Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Entkirchlichung und Rechtspopulismus?

Ja, den sehe ich – auch wenn nicht wenige aufheulen, wenn man das behauptet. Doch das eigentliche Problem ist: Vielen Menschen mangelt es an einem inneren Krisenmanagement. Wie gehe ich mit Niederlagen, Krankheiten, Beziehungskonflikten um? Wenn sich aber im Leben kein Gottvertrauen entwickelt, wird es schwierig. Dann ist die Gefahr groß, den simplen Erklärungen der Populisten zu verfallen und den Schwächeren für meine Probleme verantwortlich zu machen.

Gibt es Parteien, denen Sie auch von der Kanzel aus eine Absage erteilen würden?



Ein Bild von 2006: Damals stand Sergej Skripal in Moskau vor Gericht, 2010 kam er durch einen Agentenaustausch nach Großbritannien

Als sich Mark Urban im Juni 2017 dem schlichten Klinikhaus auf der Christie Miller Road in Salisbury näherte, fiel ihm als Erstes der Glücksbringer auf. Ein eisernes Hufeisen, das über der Eingangstür hing. Über jener Tür, deren Kinke den Besucher knapp neun Monate später beinahe den Tod gebracht hätte.

VON STEFANIE BOLZEN
AUS LONDON

An jenem Sommertag aber wäre Urban ein solches Szenario nie in den Kopf gekommen. Sergej Skripal war „nur“ einer von vermutlich zwei Dutzend in Großbritannien lebenden Ex-Agenten, die aus Russland geflohen oder im Rahmen eines Gefangenenaustauschs freigegeben waren. Skripal, der 2004 in Moskau für sein Tätigkeit als Doppelagent 13 Jahre Gefängnis bekommen hatte, führte nun ein zurückgezogenes, ja beschauliches Leben in einer englischen Kleinstadt. Weshalb BBC-Reporter Urban Skripal für ein Buchprojekt aufsuchte. Urban machte keine Tonaufnahmen, er wollte sich einfach nur mit dem Russen unterhalten. „Hätte mich dagegen hatte“, sagt der Geheimdienstexperte rückblickend.

Denn der Britte sollte der einzige und letzte Journalist werden, der mit Skripal Interviews geführt hatte, bevor die Killer zuschlugen. Urban berichtet und recherchiert seit Jahren über britische und internationale Sicherheitsthemen. Aber auch er sah einen so dreisten, weil leicht aufzuklärenden Anschlag wie den auf Sergej Skripal nicht kommen. „Im Zeitalter von Big Data kann man keine Leute mehr erfinden. Skripals Angreifer wussten, dass sie entdeckt würden. Seit den Al-Qaida-Anschlägen 2005 haben wir in unserem Land eine breite Infrastruktur zur Terrorbekämpfung. CCTV-Überwachungskameras, Datenkontrollen bei der Einreise oder bei Flugbuchungen“, sagt Urban beim Gespräch mit WELT in London. Warum der russische Auslandsgeheimdienst GRU, den die Briten für den Anschlag verantwortlich machen, ausgerechnet nach einem 67-jährigen, seit Jahren aus dem Spionagegeschäft ausgestiegenen – Rentner greifen sollte, diese Frage kann Urban nicht beantworten. Dabei gab es so gar einen Moment, in dem der Reporter

Der Kalte Krieg hat niemals aufgehört

Der Journalist Mark Urban traf Sergej Skripal, bevor er bei einem Anschlag fast ums Leben kam. Die Briten machen Russland dafür verantwortlich. Dabei war der Ex-Agent auf Kreml-Linie

die Gefahr hätte erkennen können. Als er zu Beginn des Treffens in Skripals Küche stand und diesem beim Kaffeemachen zuschaute, sprachen sie über die Familie und darüber, dass Skripals Kinder weiter in Russland lebten, ihn aber ohne Einschränkungen in Salisbury besuchen wollten. Daher wollte der Vater dem Journalisten zwar Einblicke in seine Agentenwelt geben, aber ohne dass diese zu ihm zurückverfolgt werden konnten. „Wissen Sie, wir haben Angst vor Putin.“ Eine berechtigte Angst. Am ersten Märzsonntag schmierten nach Erkenntnissen der britischen Polizei zwei Agenten des russischen Auslandsgeheimdienstes das tödliche, in der Sowjetunion erfundene Nervengift Nowitschok auf die Klinke von Skripals Haus. Kurz danach verließ Skripal, der 2010 dank eines Agentenaustauschs nach Großbritannien kam, mit seiner Tochter Julia das Haus. Passanten fanden die beiden kurz danach im Zentrum von Salisbury auf einer Parkbank zusammengesunken, Schaum vor dem Mund, sie rangen mit dem Tod. Beide haben überlebt, Julia hat sich sogar vollkommen erholt. Sergej Skripal wurde seit dem Anschlag nicht mehr in der Öffentlichkeit gesehen.

Skripal ist nicht der erste Prominent der russischen Geheimdienste zum Opfer gefallen sein soll. 2006 starb der Ex-Agent Alexander Litwinenko einen qualvollen Tod, nachdem er einen mit



Journalist Mark Urban

radioaktivem Polonium vergifteten Tee getrunken hatte. Litwinenkos Mord erregte weltweit Aufmerksamkeit, aber er ist vermutlich nicht der einzige. In den vergangenen 15 Jahren sind in Großbritannien mindestens ein halbes Dutzend dem Kreml unliebsame Russen oder für Russen tätige Briten in auffälliger Weise ums Leben gekommen. Die Fälle Litwinenko und Skripal verbindet aber eine besondere Gemeinsamkeit: Die Killer hinterließen deutliche Spuren. „Wenn man ein so seltenes Gift wie Nowitschok verwendet, dann kündigt man die Täterschaft geradezu an“, meint Urban, der jetzt über den Fall und den weiten politischen und historischen Kontext ein Buch geschrieben hat („Die Akte Skripal“, Droemer). Auch für ihn ist ausgemacht, dass die Täter aus Russland stammen. „Der Fall zeigt die Bereitschaft gewisser Elemente in Russland, in Großbritannien einen Mord zu verüben. Auch hier wurde ein seltenes Gift verwendet, das man zu einer staatlichen Institution in Russland zurückverfolgen konnte.“ Warum aber sollte Moskau mit dem Anschlag auf Skripal solches Aufsehen erregen? Das erschließt sich Urban nicht bis ins Letzte. Aber eines steht für den Geheimdienstexperten fest: „Skripals Geschichte führt uns durch Jahrzehnte des Misstrauens und der Spionage zwischen Russland und dem Westen. Der Konflikt hörte auch nach dem Fall der Berliner Mauer 1989 nicht auf – höchstens gab es eine Atempause von ein, zwei Jahren, bevor er in unverminderter Heftigkeit wieder aufgenommen und mit der Zeit immer gnadenloser wurde.“

Der Westen hingegen wird einen solchen Weg nicht einschlagen. Darum sind sowohl die EU-Staaten als auch die USA einer neuen Art der Untermierung ausgesetzt, für die ein neuer Begriff geprägt wurde: „Tolerance Warfare“. Eine Kriegsführung, die die Toleranzschwelle des Gegners kontinuierlich ausstestet. Da der Westen nicht mit denselben Mitteln zurückschlägt, setzt er diese Schwelle sehenden Auges selbst weiter nach oben. „Letztlich wollen wir mit ihnen Geschäfte machen und bei der WM Fußball spielen“, resümiert der Journalist.

Wie schwer es ist, sich Russlands Macht zu entziehen, das konnte Urban an Sergej Skripal beobachten: „Er ist – oder war es zumindest, als wir 2017 sprachen – ein unverhorrter russischer Nationalist und vertrat, selbst während er in seinem vom britischen Auslandsdienst MI6 finanzierten Haus saß, mit Begeisterung die Haltung des Kreml.“ Seine mehr als patriotischen Überzeugungen holte sich Skripal vor allem aus dem russischen Staatsfernsehen, das er seit dem Krebsstod seiner Frau im Jahr 2012 täglich viele Stunden sah. Etwas dass Putins Krieg gegen die Ukraine richtig sei, weil „die Ukrainer einfach Schafe sind, die einen guten Hirten brauchen“. Den kleinsten Hinweis von Reporter Urban, dass sein Vater Ukrainer war, quittierte Skripal unbeeindruckt mit dem Kommentar: „Das ist schon in Ordnung. Machen Sie sich darüber keine Sorgen.“